

Frank W. Haubold

Odyssee in Rot

Kurzgeschichte

SF-Fan.de »Story des Monats«

© Frank W. Haubold, 2000

Alle Rechte vorbehalten

„Wo bin ich?“

Der Mann erwartete keine Antwort und erhielt auch keine.

Er war allein, auch wenn er sich nicht erinnern konnte, wie er an diesen verlorenen Ort gelangt war.

Rotes Licht flutete vom roten Himmel auf rotes Land. Die Welt um ihn herum leuchtete wie das Abendrot vor einer stürmischen Nacht.

Eher irritiert als erschrocken hatte der Mann festgestellt, daß er nicht einmal die Umrise seines eigenen Körpers erkennen konnte. Dabei war er durchaus vorhanden, wie ihm seine tastenden Hände bestätigten. Offenbar überstrahlte das rote Licht alle anderen Farben. Daß er nackt war, kam dem Mann unter diesen Umständen weniger merkwürdig vor, auch wenn er sich aus einem Reflex heraus nach allen Seiten umsah.

„Ist da jemand?“ rief der Mann und lauschte dem dumpfen Klang seiner Worte nach.

Niemand antwortete.

Der Mann schloß die Augen und versuchte, sich zu konzentrieren.

Auch wenn er sich im Augenblick nicht erinnern konnte, *irgendwie* mußte er doch hierhergekommen sein. Er durchforschte sein Gedächtnis nach einem Anhaltspunkt, nach etwas, das gestern, vorgestern oder letzte Woche geschehen war. Nichts.

Es ist gerade so, als wäre es nie gewesen.

Kapitän Hollis in „Der illustrierte Mann“. Sein Langzeitgedächtnis war also noch intakt. Was fehlte, waren persönliche Erinnerungen. Der Mann wußte nicht einmal seinen Namen. Nicht, daß er ihn sehr vermißt hätte, aber befremdlich war die Tatsache schon. Ausgesprochen befremdlich.

Im Augenblick benötigte er allerdings weniger seinen Namen als vielmehr einen Orientierungspunkt oder eine Idee, wohin er sich wenden sollte. Machte es überhaupt Sinn, weiterzugehen, wenn weder Weg noch Ziel erkennbar waren?

Der Mann erwog die Alternativen und setzte sich in Bewegung. Die Tatsache, daß er den Boden unter seinen Füßen spüren konnte, minderte das Gefühl der Verlorenheit. Wenigstens gab es zwei Dinge, die existierten: der Boden und er selbst.

Und wenn ich nun im Kreis laufe?

Die Vorstellung war nicht beängstigender als die endlos rote Wüste vor ihm. Der Mann lief weiter und wunderte sich nur wenig darüber, daß er weder Hunger noch Erschöpfung spürte. Manchmal blieb er stehen, ging in die Hocke und berührte mit seinen Fingerspitzen den Boden. Der Sand war festgebacken und fühlte sich warm an. Nein, eigentlich war es das Fehlen jeglicher Temperaturwahrnehmung, das der Mann als Wärme empfand. Deshalb fror er auch nicht, obwohl er nackt war.

Der Mann lief weiter, seine Beine hatten mittlerweile ihren Rhythmus gefunden, so daß es beinahe schien, als lief er von selbst.

Wie lange bin ich eigentlich schon unterwegs?

Da der Mann sich nicht am Stand der Sonne orientieren konnte, die sich irgendwo hinter den leuchtenden Dunstschleiern verbarg, blieb die Frage unbeantwortet. Offenbar fehlten in dieser Welt nicht nur die Kontraste, sondern auch der gewohnte Wechsel zwischen Tag und Nacht. Wenn es keine Möglichkeit gab, die Zeit zu messen, dann war sie letztendlich bedeutungslos. Der Mann dachte darüber nach und erschrak.

Dennoch lief er weiter.

Seine Beine trommelten ihren Rhythmus auf den roten Sand, der irgendwo da vorn in einen ebenso roten Himmel überging.

Der Mann war schon einige Zeit unterwegs, als er in der Ferne einen dunklen Fleck wahrzunehmen glaubte. Er blieb stehen, rieb sich die Augen und schaute wieder nach vorn. Der Fleck war immer noch da.

Mit neuer Hoffnung begann der Mann wieder zu laufen. Dabei ließ er den dunklen Fleck nicht aus den Augen.

Schließlich war es nicht mehr nur ein Fleck, sondern ein quaderförmiges Gebilde, das aussah, als schwebte es frei in der Luft. Näherkommend erkannte der Mann, daß es sich um eine Art Wagen handelte, ein Wohnwagen vielleicht oder ein fahrbarer Verkaufsstand.

Ungeduldig beschleunigte er seinen Schritt, bis er schließlich Einzelheiten erkennen konnte. Vor ihm, beinahe zum Greifen nah, stand ein bunt gestrichener Verkaufswagen, über dessen Fenster ein schwarzes, mit goldenen Lettern bemaltes Schild prangte: „Emilio Francetti - Seifenblasen“

Obwohl der Mann noch nie eine Fata Morgana zu Gesicht bekommen hatte, begann er in diesem Augenblick an der Glaubwürdigkeit seiner Wahrnehmungen zu zweifeln. Sein Gemütszustand und der bunte Jahrmarktswagen inmitten der roten Wüste schienen alle Voraussetzungen für ein derartiges Phänomen zu besitzen. Gleich würde das Trugbild verschwinden ...

Doch seine Befürchtungen bestätigten sich nicht.

Ungläubig strich er mit der Hand über die lackierten Bretter, fühlte Nagelköpfe und die zarten Streifen, die der Malerpinsel hinterlassen hatte. Daß seine Hände ebenso unsichtbar blieben wie der Rest seines Körpers, minderte sein Hochgefühl nur unwesentlich.

Die Klappe des Verkaufsfensters war offen, so daß der Mann in den Innenraums sehen konnte. Der Anblick verschlug ihm beinahe den Atem, denn die Wände des Wägelchens waren mit schwarzem Samt ausgeschlagen und auf den stufenförmigen Auslagen schillerten Hunderte von Glaskugeln in allen Farben des Regenbogens. Zudem hatte er den Eindruck, als befänden sich hinter dem Verkaufsraum noch weitere Räume, deren Wände ebenfalls bis an die Decke mit blitzenden Kugeln vollgestopft waren. Die Anordnung erinnerte ihn an ein Bild, das er irgendwo gesehen hatte, auf dem ein gemalter Spiegel das gleiche Bild mit einem wiederum gemalten Spiegel zeigte, und auf diese Weise eine enorme Tiefe suggerierte. Wahrscheinlich beruhte die Anordnung der Kugeln auf einer ähnlichen optischen Täuschung.

Was den Mann allerdings noch mehr faszinierte, war das Innere der gläsernen Kugeln. Irgend etwas schien sich darin zu bewegen, auch wenn er auf Grund der Entfernung nicht erkennen konnte, was.

Das Knattern eines Motors riß ihn aus seinen Betrachtungen. Der Mann fuhr herum und erblickte ein merkwürdiges Gefährt, das sich in zügiger Fahrt seinem Standort näherte. Die Räder hinterließen keinerlei Spuren, so daß der Eindruck entstand, als schwebte der Wagen irgendwo zwischen Himmel und Erde. Das Trommelfeuer aus dem Auspuff des altertümlichen Rennwagens wurde rasch lauter, und bald konnte der Mann Einzelheiten erkennen: Die Sitze des schwarzen Cabriolets waren mit rotem Leder gepolstert, und am Steuer saß ein elegant gekleideter Mann mit Lederkappe und Rennfahrerbrille, die den größten Teil seines Gesichts verbargen.

Einige Meter vor dem Verkaufswagen verstummte das infernalische Geräusch, und das Gefährt rollte langsam aus. Der Fahrer schob seine Brille nach oben und winkte dem Mann zu.

„Wieso kann er mich sehen?“ fragte sich der Mann, winkte aber dennoch halbherzig zurück.

„Benvenuto, il mio amico, willkommen in meiner bescheidenen Hütte!“ begrüßte der Fremde ebenso lautstark wie überschwenglich und machte Anstalten, den Mann zu umarmen.

Sein braungebranntes Gesicht wirkte freundlich und offen, auch wenn der forschende Ausdruck in seinen Augen nicht recht zu seiner herzlichen Begrüßung passen wollte. Das Alter des Fremden ließ sich nur schwer schätzen, seine schlanke Gestalt und das dichte schwarze Haar ließen ihn vermutlich jünger erscheinen, als er in Wirklichkeit war.

„Guten Tag“, erwiderte der Mann höflich. „Könnten Sie mir vielleicht sagen, wo wir uns hier befinden?“

„Oh ja, das kann ich, lieber Freund“, verkündet der Fremde großspurig. „Im Augenblick befindest du dich unmittelbar vor Emilio Francettis grandioser Seifenblasenschau und der Chance deines Lebens, ha ha. Ich hoffe, du siehst mir die vertrauliche Anrede nach, aber unsere Zeit ist zu wertvoll, um sie mit Förmlichkeiten zu verschwenden. Du möchtest dir doch sicher ein paar von meinen Ausstellungsstücken ansehen?“

„Gewiß, doch“, murmelte der Mann verlegen. „Aber für den Augenblick interessiert mich eher, was das für eine seltsame Wüste ist und weshalb ich mich an nichts erinnern kann.“

Der Fremde lächelte und erwiderte freundlich: „Ich fürchte, dafür gibt es einen recht unerfreulichen Grund, mein armer Freund: Du bist leider schon ein Weilchen tot, und Tote haben nun einmal gewisse Schwierigkeiten mit ihren Erinnerungen.“

„Unsinn“, erwiderte der Mann, aber sein Widerspruch klang wenig überzeugend. Bis zu diesem Augenblick war es ihm gelungen, seine Ängste zu verdrängen. Er hatte versucht, vor ihnen davonzulaufen, hatte sich keine Pause gegönnt, um nicht über seine Situation nachdenken zu müssen ...

Das bedeutete allerdings nicht, daß er die Worte des Fremden ernstnahm. Unter anderen Umständen hätte er ihn einfach ausgelacht und wäre seiner Wege gegangen. Aber was waren *seine Wege*?

„Du glaubst mir nicht“, stellte Francetti bekümmert fest. „Wahrscheinlich nimmst du sogar an, daß ich mir einen Scherz mit dir erlaube. Einen üblen Scherz, wie ich meine, denn mit diesen Dingen spaßt man nicht.“ Das Zucken in seinen Mundwinkeln strafte den Ernst seiner Wort allerdings Lügen.

„Dreh dich um, Martin Lundgren!“ befahl der Fremde plötzlich mit einer Stimme, die jeden Widerspruch ausschloß. „Dreh dich um, und dann nenne mich einen Lügner!“

Der Mann zuckte zusammen, als er seinen Namen hörte. Wie war es nur möglich, daß er ihn vergessen hatte?

Martin versuchte, Francettis spöttischem Blick standzuhalten und wandte sich schließlich mit einem gewollt gleichmütigen Schulterzucken um.

Sengende Hitze schlug ihm ins Gesicht.

Die Stadt brannte.

Aber das war nur der erste Eindruck, verursacht durch den heißen Wind und die aschefarbenen Rauchwolke, die über der Stadt stand.

In Wirklichkeit existierte nichts mehr, das noch hätte brennen können. Die ausgeglühten Skelette der Hochhäuser bohrten sich wie verdorrte Finger in den grauen Himmel. Lava quoll aus breiten, kirschrot glühende Rissen, die die Straßen wie ein feuriges Muster durchzogen. Böartig zischend bahnten sich Kaskaden glühender Dämpfe ihren Weg durch die blasenschlagende Masse.

Nur der Fluß wälzte sich träge und unbeeindruckt an der toten Stadt vorbei, trug geduldig die Last der Trümmer und der verkohlten Körper, die der Feuersturm vor sich hergetrieben hatte. Dichter Nebel stieg von seiner Oberfläche auf, der die Toten barmherzig vor den Blicken des Betrachters verbarg.

Martin sank auf die Knie und verbarg sein Gesicht in den Händen.

Er hatte die Stadt sofort erkannt. Schließlich hatte er den größten Teil seines Lebens dort verbracht ...

„Das ist nicht wahr“, flüsterte er verzweifelt.

„Wirklich nicht?“ Die Stimme Francettis klang jetzt sanft, beinahe mitfühlend. „Ich weiß, es tut weh, aber du solltest dir über deine Situation klar werden. Es macht keinen Sinn, Dingen nachzutruern, die nicht mehr zu ändern sind. Komm mit, ich möchte dir etwas zeigen!“

„Was?“ Martin ließ die Hände sinken und wandte sich vorsichtig um. Die Stadt war verschwunden. Die rote Wüste hatte die schrecklichen Bilder ausgelöscht.

„Nun mach schon, komm!“ Der Fremde streckte Martin die Hand entgegen und half ihm auf. „Bevor wir uns meine kleine Sammlung ansehen, sollten wir uns etwas stärken, du siehst etwas blaß aus, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf.“

Trotz des gerade überstandenen Schreckens mußte Martin lächeln. Vorsichtig stieg er die kleine Holzterasse hinauf und trat durch die winzige Tür, die der Besitzer mit übertriebener Höflichkeit für ihn aufhielt. Erstaunt registrierte er, daß der Innenraum wesentlich geräumiger schien, als er angesichts der Größe des Wägelchens angenommen hatte. Die Luft war stickig und roch nach heißem Metall und Kräutern. Auf einem kleinen Holztisch stand ein Petroleumkocher mit einer dampfenden Teekanne.

Zwei grob gezimmerte Hocker, Teegläser und eine Keramikschale mit braunem Kandiszucker vervollständigten die spartanische Ausstattung des Wagens, der in der Hauptsache der Präsentation der regenbogenfarbenen Glaskugeln zu dienen schien.

„Nimm Platz, amico mio“, forderte der Fremde Martin freundlich auf und rieb sich die Hände wie jemand, der aus großer Kälte an den heimischen Herd zurückgekehrt war. Trink einen Schluck Tee mit mir, und dann unterhalten wir uns übers Geschäft.“

„Was bedeuten all diese Kugeln hier?“ fragte Martin neugierig. „Seifenblasen sind das bestimmt nicht.“

„Das kommt auf den Standpunkt an, mein Freund“, entgegnete Francetti lächelnd, während er Tee einschenkte und Zucker dazugab. „Leute wie du halten Seifenblasen für etwas Vergängliches, weil sie nach ein paar Sekunden zerplatzen, während sie selbst im Durchschnitt 80 Jahre alt werden. Ein Lebewesen, eine Mikrobe vielleicht, das nur ein paar Sekunden lang lebt, würde

die Seifenblase als einen festen Bestandteil seiner Umwelt ansehen. Genauso ergeht es dir jetzt. Die Seifenblasen hier sind Teil eines anderen Universums und deshalb stabiler und langlebiger, als du dir vorstellen kannst.“

„Und wie lange dauert es, bis sie zerplatzen?“ erkundigte sich Martin bekümmert.

„Ein paar Sekunden oder hundert Jahre. Trinken wir auf die Vergänglichkeit“, erwiderte der Fremde ernst, „und auf das Leben.“

Zögernd griff Martin nach dem Glas mit der goldbraunen, heißen Flüssigkeit und führte es vorsichtig zum Mund. Der Kräuterduft wurde stärker und mischte sich mit einem fremdartigen, leicht harzig erscheinenden Geruch, der ihn zunächst davon abhielt zu trinken.

„Trink, mein Junge“, lächelte sein Gastgeber und nahm selbst einen kräftigen Schluck. „Es ist sozusagen ein Geschenk des Hauses.“

Einen Augenblick lang glaubte Martin ein merkwürdiges Glitzern in Francettis Augen wahrzunehmen, aber das konnte auch ein Lichtreflex gewesen sein.

Vorsichtig kostete er von der dampfenden Flüssigkeit, deren herb-würziges Aroma ihn an exotische Früchte denken ließ. Kaum hatte Martin sein Glas abgesetzt, verspürte er das Verlangen nach mehr, so daß er kaum der Versuchung widerstehen konnte, den Rest des Getränks auf einen Zug auszutrinken. Dankbar genoß er die Wärme, die sich vom Magen her in seinem Körper ausbreitete.

Aber war das wirklich nur Wärme?

Das zufriedene Lächeln seines Gastgebers beunruhigte Martin mehr als das angenehme Schwindelgefühl, das seinen Körper leichter, beinahe schwerelos erscheinen ließ. Vielleicht war das Getränk doch mit Alkohol versetzt gewesen, auch wenn er nichts davon geschmeckt hatte.

Irgend etwas hatte sich verändert, veränderte sich noch immer. Die regenbogenfarbenen Kugeln wurden durchsichtig und verschwanden, selbst die Holzwände um ihn herum verloren ihre Konturen, wurden transparent und gaben schließlich den Blick in eine völlig veränderte Landschaft frei.

Eine Flut von Farben, Tönen und Gerüchen stürzte auf Martins Sinne ein und löschte innerhalb von Sekunden jeden Gedanken an die rote Wüstenlandschaft und den geheimnisvollen Fremden aus.

Martin saß vor einem kleinen Café, knapp fünfzig Meter oberhalb des Strandes, und genoß den Blick auf das Meer. Kinder warfen sich kreischend in den Gischt der träge heranrollenden Wellen und ließen sich in Richtung Ufer tragen. Eine Dreimastbark glitt mit geblähten Segeln vorbei, gefolgt von einem Schwarm lärmender Möwen. Es roch nach Tang und den blühenden Sträuchern, die rings um das kleine Anwesen der Sonne entgegenwucherten.

Das Bier war wunderbar kühl. Es machte Spaß, mit dem Finger über die beschlagene Oberfläche des Glases zu fahren. Im Vorgarten legte der Koch die ersten Fleischspieße auf den Holzkohlengrill.

Am Nachbartisch saß eine junge Frau vor ihrem Capuccino und las. Das straff nach hinten gekämmte und zu einem Knoten gebundene Haar verlieh ihrem gebräunten Gesicht eine strenge Note, die in reizvollem Gegensatz zu den weichen Schwüngen ihrer dunkel geschminkten Lippen stand. Beinahe unwillkürlich glitt Martins Blick dorthin, wo sich ihre übereinandergeschlagenen Oberschenkel trafen. Der schmale Stoffstreifen ihres Bikiniunterteils war ein wenig verrutscht ...

Als die Dunkelhaarige aufsaß und sich ihre Blicke für kurze Zeit begegneten, schoß ihm die Röte ins Gesicht. Die junge Frau lächelte, nippte an ihrem Glas und wandte sich wieder ihrer Lektüre zu.

Martin winkte dem Kellner und bestellte drei Fleischspieße, ohne Knoblauchsauce. Vielleicht mochte das Mädchen den Geruch nicht ...

Du bist zwanzig Jahre alt, Martin Lundgren, flüsterte eine spöttische Stimme in seinem Kopf. Ist es nicht großartig, so jung zu sein? Und am Leben ... ha ha?

Erschrocken fuhr Martin zusammen.

Noch bevor er einen klaren Gedanken fassen konnte, verblaßten der azurfarbene Himmel, die Blüten und das Grün der Weinstöcke. Die Dunkelhaarige ließ ihr Buch sinken und sah neugierig zu ihm herüber. Plötzlich gerieten ihre Gesichtszüge in Bewegung, verzogen sich zu einer androgynen Grimasse und

verwandelten sich schließlich in die Francettis, der Martins Verwirrung sichtlich genoß.

Schwarz glänzte der Samt an den Wänden, die sich erneut mit schillernden Kugeln füllten, während die rote Wüste draußen Strand und Meer verschlang.

„Kennst du das Märchen vom Fischer und seiner Frau?“ lachte Emilio Francetti, und Martin haßte ihn dafür.

Das Lächeln glitt von den Mundwinkeln des Fremden, und seine dunklen Augen musterten Martin ernst und nachdenklich. „Wir sollten zum Geschäft kommen, mein Freund. Nicht, daß mich die Unterhaltung mit dir langweilen würde, aber die Zeit drängt. Mein Angebot kennst du ja nun.“

„Welches Angebot?“

„Ein neue Chance“, versetzte Francetti mit einer Spur von Ungeduld in der Stimme. „Keine ewige Jugend, keine Garantie für Gesundheit und Glück, einfach ein neues Leben in einer Umgebung, die dir etwas vertrauter ist als diese hier.“ Unwillkürlich folgte Martins Blick der Geste des Fremden hinaus in die Wüste.

„Warum sollte ich Ihnen glauben?“ erkundigte er sich heiser. „Und was wollen Sie dafür haben – meine Seele?“

Der Fremde lachte. Und das Schlimme daran war, daß Francettis Lachen keineswegs boshaft oder höhnisch klang, sondern einfach nur amüsiert.

„O amico mio, deine ... Seele“, brachte der Italiener mühsam zwischen zwei Lachsalven hervor. „das ist wirklich ... köstlich.“

„Was verlangen Sie sonst?“ Martin mochte es nicht, wenn er ausgelacht wurde. Nicht einmal hier, am Ende der Welt.

Am Ende der Welt?

Martin spürte, wie sein Mund trocken wurde, als der Fremde unvermittelt aufstand und nach ein paar Schritten in einer Öffnung zwischen den samt-schwarzen Wänden verschwand. Er beeilte sich, ihm zu folgen und stand plötzlich in einem endlos erscheinenden Gang, dessen Wände allesamt bis an die Decke mit schillernden Kugeln gefüllt waren. Was er von draußen für eine geschickte optische Täuschung gehalten hatte, war in Wirklichkeit der Aufbewahrungsort von Tausenden und Abertausenden jener merkwürdigen Objekte, die Francetti als „Seifenblasen“ bezeichnete.

„Du möchtest dir also ein neues Leben verdienen?“ erkundigte sich der Fremde lächelnd, der nur ein paar Meter entfernt auf ihn gewartet hatte. „Das ist leider nicht ganz einfach, weil gewisse Umstände dagegensprechen.“

„Welche Umstände?“

„Umstände, die mit der Natur dieser kleinen Wunderwerke zu tun haben“, erwiderte Francetti und reichte Martin eine der schillernden Kugeln. „Greif ruhig zu, sie sind stabiler, als du annimmst.“

Vorsichtig nahm Martin die zerbrechlich scheinende „Seifenblase“ entgegen und hätte sie dennoch um ein Haar fallengelassen.

Die Kugel war körperwarm und elastisch wie ein zu weich aufgepumpter Gummiball. Martin konnte spüren, wie sich die schillernde Hülle unter dem Druck seiner Hände verformte. Obwohl die über die Oberfläche tanzenden Farbschlieren das Innere der Kugel weitgehend verbargen, erkannte er, daß sich etwas darin bewegte. Neugierig beugte er sich über einen transparent erscheinenden Fleck und erkannte zu seiner Überraschung ein winziges, kaum spannungsgroßes Wesen, das mit verbissenem Gesicht und splinterfasernackt auf der Stelle lief. Die offenkundige Vergeblichkeit seiner Bemühungen schien es nicht zu bemerken, oder es störte sich nicht daran.

„Was ist das?“ murmelte Martin verblüfft. „Ein Hologramm?“

„Nicht doch, mein Freund, das ist Steven G. Rodman, 45 Jahre alt, Wertpapierhändler auf seiner morgendlichen Trainingsrunde“, erklärte der Fremde nachsichtig lächelnd. „Die Kriminalität ist in diesem New Yorker Stadtteil erfreulich gering, so daß die Tour durch den Park kein ernsthaftes Risiko darstellt.“

„New York?“ erkundigte sich Martin ungläubig. „Ich sehe nur einen nackten Zwerg, den jemand in eine Plastikkugel gesperrt hat.“

„Das liegt daran, daß es kein New York gibt, keinen Stadtpark und nicht einmal den teuren Laufanzug, den unser Freund üblicherweise bei seinen Trainingseinheiten trägt.“

„Dieser Kerl rennt nackt in einer Kugel herum und merkt es nicht einmal?“

„So ist es“, bestätigte Francetti zufrieden. „Aber du müßtest ihn erst einmal erleben, wenn er sich daranmacht, seine imaginäre Gattin mit seinem ebenso imaginären Hausmädchen zu betrügen. Ein Bild für die Götter, kann ich dir

sagen. Leider findet diese Übung erst in etwa zwei Stunden Rodmanscher Zeit statt.“

„Rodmanscher Zeit?“

„Ja, natürlich. Wenn weder die Stadt noch Rodmans Villa samt Hausmädchen existieren, weshalb sollte dann die von ihm wahrgenommene Zeit real sein? All diese Dinge existieren ausschließlich im Bewußtsein unseres Freundes. Was ihm nichts auszumachen scheint, oder?“ Der amüsierte Unterton in der Stimme des Fremden ließ allerdings die Vermutung zu, daß ihm die Befindlichkeiten des eingesperrten Zwerges herzlich gleichgültig waren.

Martin hatte das seltsame Ausstellungsstück mittlerweile wieder an seinen Platz gestellt und machte sich mit leicht abwesenden Gesichtsausdruck daran, das Innere der benachbarten Kugeln zu erkunden. Die Erklärungen Francettis hatte er zwar zur Kenntnis genommen, weigerte sich aber instinktiv, ihnen Glauben zu schenken.

Fasziniert beobachtete er das seltsame Gebaren der zwerghaften Wesen im Inneren der regenbogenfarbenen Kugeln und fragte sich, mit welchen Tricks Francetti die Illusion ihrer Lebendigkeit erzeugt hatte. Er sah nackte Kinder, die mit selbstvergessener Miene unsichtbare Bälle in unsichtbare Basketballkörbe schleuderten, Männer, die mit starrem Blick auf unsichtbare Computertastaturen einhieben und Frauen, die unsichtbaren Babys die Brust gaben, bevor sie sie in ebenso unsichtbaren Windeln verstauten. Er sah andere Frauen, jüngere und ältere, die sich imaginären Liebhabern hingaben, und Männer, die sich betranken und danach mit unsichtbaren Rivalen prügelten, bis sie aus Mund und Nase bluteten.

Die ganze Zeit über spürte Martin den forschenden Blick Francettis auf seinem Gesicht ruhen, so daß er sich schließlich umwandte und ihn zur Rede stellte: „Dann bilden sich diese Leute das Blut und ihre Schmerzen wohl auch nur ein?! Und was soll dieses alberne Puppentheater überhaupt?“

„Ich hatte gehofft, daß du ein wenig schneller begreifst, Martin Lundgren“, erwiderte der Fremde nachsichtig. „In Wahrheit befindet sich in all diesen Seifenblasen nichts, das du in Lage wärest wahrzunehmen. Was ich deutlich machen wollte, war, daß sich in jeder dieser Kugeln ein menschliches Be-

wußtsein befindet, das mit ihr entsteht und vergeht. Hättest du mir das ohne diesen kleinen Kunstgriff geglaubt?“

„Ich glaube Ihnen auch so kein Wort“, versetzte Martin störrisch und schrak zusammen, als in unmittelbar vor ihm eine große schillernde Kugel mit einem dumpfen Geräusch zerbarst, ohne die geringste Spur zurückzulassen.

„Rafael Molinos, 23 Jahre alt, CET-Dealer und auch sonst ein ziemlich unangenehmer Bursche“, erklärte Francelli gelassen. „Dieses Mal hat er sich allerdings mit den falschen Leuten angelegt. – Aber wir kommen vom Thema ab. Eigentlich wollte ich dir nur klarmachen, was es mit den „Seifenblasen“ auf sich hat. Der Außenstehende mag vielleicht den Eindruck haben, daß es auf eine mehr oder weniger nicht ankommt, aber ich versichere dir, daß dem leider nicht so ist. Tatsache ist, daß ein neues Leben nur im Tausch gegen ein anderes, vor der Zeit beendetes, zu haben ist. Verstehst du, was ich meine?“

„Ich muß also jemanden umbringen“, murmelte Martin heiser, „wenn ich zurück will.“

„Das ist eine ebenso emotionale wie unzutreffende Sicht der Dinge“, korrigierte ihn der Fremde nachsichtig und zog ein schmales Stilet aus seinem Gürtel. Lichtreflexe tanzten wie glühende Funken über die geschliffene Klinge. „Du ersetzt den Traum eines Fremden durch deinen eigenen, daran ist nichts Verwerfliches. Und ich versichere dir, daß dein Traum ein Leben lang währen wird. Na, was ist?“

Martin schüttelte den Kopf, doch seine Rechte griff – wenn auch widerstrebend – nach dem Dolch, den ihm der Fremde hinhielt. Der Griff des Messers fühlte sich angenehm kühl an, und er genoß die Empfindung ebenso wie die Illusion der Macht, die ihm der Besitz der Waffe verlieh.

Francetti lächelte. Es war das überzeugende Lächeln eines Mannes, der sich seiner Sache sicher ist, und gerade das machte Martin mißtrauisch.

„Und was wird aus mir?“ erkundigte er sich mißtrauisch. „Ein nackter Zwerg wie dieser Rodman?“

„Du bist ein Narr, Martin“, versetzte der Fremde ohne Groll, „nicht unsympathisch, aber ein wenig schwer von Begriff. Da die äußere Wahrnehmung und die individuell verstreichende Zeit dieser – *Wesen* eine Illusion ist, besitzen sie auch keinen Körper, obwohl sie vermutlich das Gegenteil beschwören

würden. Sie sind Teil ihres eigenen Traumes, sonst hätte unser Freund Molinos doch nicht spurlos verschwinden können, oder?“

Das klang plausibel, doch noch war Martin nicht überzeugt.

„Und wer garantiert mir, daß *mein* Traum Bestand hat? Schließlich kann ich mich ja nicht mehr wehren, wenn ich einmal dort bin ...“ Martin deutete auf eine Lücke zwischen den schimmernden Kugeln.

„Niemand“, erwiderte Francetti ernst. „Leben bedeutet Risiko, selbst wenn es nur ein Traum ist. Seine Einzigartigkeit besteht ja gerade in der Gewißheit, daß es irgendwann zu Ende sein wird.“

Der Fremde hatte recht, aber das machte Martins Entscheidung nicht leichter. Er mußte ein menschliches Bewußtsein auslöschen, um selbst leben zu können. Daß kein Blut fließen würde, war dabei ohne Belang.

Unschlüssig ließ Martin seinen Blick über die samtschwarzen Regalwände schweifen. Manchmal beugte er sich über eine der schimmernden Kugeln betrachtete ihren Inhalt mit einer Mischung aus Mitleid und Abneigung.

„Offensichtlich brauchst du ein wenig Unterstützung“, ließ sich Francetti vernehmen und nahm eine perlmuttfarbene Kugel aus den oberen Ablagen. „Joseph Grünthal, 68 Jahre alt, unheilbar krank. Die Ärzte haben ihn aufgegeben und in ein Einzelzimmer gesteckt, wo er sterben wird. Er leidet Höllenqualen, weil er zuwenig Morphium bekommt. Schau ihn dir ruhig an, mein Freund.“

Martin trat näher und beugte sich über die von winzigen schwarzen Rissen durchzogene Kugel. Der Fremde hatte nicht übertrieben. Dieser Mann würde sterben. Schon bald. Die fahle Haut spannte sich wie Pergament über den Knochen seines ausgemergelten Körpers. Seine Augen lagen tief in den Höhlen des haarlosen Schädels und starrten ins Leere. Das Gesicht des Kranken war nicht mehr als eine wachsfarbene, schmerzerfüllte Maske.

Martins Rechte umkrampfte den Griff des Messers.

Im diesem Augenblick drehte der Sterbende seinen Kopf zur Seite, und seine blassen Lippen verzerrten sich zu einem mumienhaften Lächeln. Offenbar hatte er etwas gesehen, das ihn sein Leiden vergessen ließ, denn seine Augen leuchteten förmlich auf und füllten sich mit Leben. Martin wußte nicht, wem

die Aufmerksamkeit des todkranken Mannes galt, aber wußte, daß er um jeden Augenblick kämpfen würde, der ihm noch blieb.

Die Hand mit dem Messer sank herab.

„Ich kann nicht“, flüsterte Martin unglücklich.

„Schon gut“, beruhigte ihn der Fremde und legte die Kugel zurück an ihren Platz. „Ich kann dich verstehen, auch wenn es für den alten Mann besser gewesen wäre, wenn du dich seiner angenommen hättest.“

Ein Schatten glitt über Francettis Gesicht, das aber gleich darauf wieder den gewohnt wohlwollenden Ausdruck zeigte.

„Aber vielleicht kannst du dem Mädchen hier helfen, das zwar gesund ist, aber ohne deine Hilfe auf sehr unangenehme Weise sterben wird.“

Die Kugel, auf die der Fremde wies, befand sich unmittelbar vor Martin in Augenhöhe, und ihre grazilen Wände erschienen beinahe durchsichtig. Das dunkelhaarige Mädchen in ihrem Inneren sah allerdings nicht so aus, als benötige es Hilfe. Seine verführerische Nacktheit irritierte Martin und machte ihn ein wenig verlegen. Offenbar wartete es auf jemanden, denn es trat ungeduldig von einem Fuß auf den anderen und zupfte sein unsichtbares Kleid zu recht.

„Monica Marquez, 17 Jahre“, erklärte Francetti mit kaum unterdrückter Nervosität. „Sie wartet in einem Hotelzimmer auf ihren neuen Freund José, der unter seinem richtigen Namen Mario Guzman in fünf Bundesstaaten zur Fahndung ausgeschrieben ist. Er handelt mit Implantaten. Er wird ihr die Kehle durchschneiden und sie dann wie ein Stück Vieh ausweiden. Wenn du es nicht verhinderst, Martin.“

„Woher wollen Sie das wissen?“ flüsterte Martin zweifelnd.

Das Mädchen schien etwas gehört zu haben und öffnete mit einem Lächeln eine unsichtbare Tür.

„Jetzt!“ rief der Fremde. „Uns bleibt keine Zeit mehr!“

Im gleichen Augenblick taumelte das Mädchen zurück und griff sich mit beiden Händen an den Hals. Blut quoll zwischen ihren Fingern hervor, viel Blut. Martin stand wie versteinert und beobachtete, wie eine unsichtbare Kraft das Mädchen an den Haaren emporriß und seinen Hals mit einem neuen Schnitt halb durchtrennte. Eine hellrote Fontäne schoß aus der klaffenden

Wunde, während der Körper des Mädchens erschlaffte. Die Kugel zerbarst mit einem dumpfen Blob, und Martin taumelte erschrocken zurück.

„Narr, Feigling, Dummkopf!“ ereiferte sich Francetti. Seine Augen blitzten vor Zorn. „Du hättest sie retten können, sie vor diesem Monstrum beschützen. Aber du bist und bleibst ein Feigling!“

„Es ging alles so ... schnell“, versuchte sich Martin zu entschuldigen, doch der Fremde hatte sich schon wieder beruhigt.

„Also gut, Martin“, erklärte er im Tonfall eines Lehrers, der sich mit einem besonders hartnäckigen Fall von Begriffsstutzigkeit konfrontiert sieht. „Zwei Möglichkeiten hast du ausgelassen, jetzt bleibt dir nur noch eine einzige. Oder hast du es dir mittlerweile anders überlegt?“

Martin schüttelte den Kopf. Wenn er die Augen schloß, konnte er die weißen Schaumkronen der Wellen sehen, die träge an den Strand rollten. Er spürte den salzigen Geschmack des Meeres auf der Zunge und roch den Duft unzähliger Blüten. Nein, er wollte zurück. *Nach Hause ...*

Francetti schien nichts anderes erwartet zu haben und zwinkerte ihm aufmunternd zu: „In Ordnung, jetzt müssen wir nur noch dafür sorgen, daß deine zarte Seele bei dieser Operation keinen Schaden nimmt. – Ja, das könnte eine Möglichkeit sein ...“

„Wovon sprechen Sie?“ erkundigte sich Martin ungeduldig, während der Fremde mit raschen Schritten voranging, bis er das Gesuchte gefunden hatte.

„Ich spreche von Isao Tanaki, 38 Jahre alt“, erwiderte Francetti und zeigte Martin die entsprechende Kugel. „Er ist Pilot und einziges Besatzungsmitglied der ‚Hermes‘, eines Versorgungsschiffes der lunaren Allianz. Unglücklicherweise befindet sich das Schiff auf Kollisionskurs mit einem faustgroßen Meteoriten, der in etwa zwei Minuten die Kabinenwand mit der Wucht eines Artilleriegeschosses durchschlagen wird. Der Unterdruck wird Tanakis Augen aus den Höhlen reißen und seine Lungen explodieren lassen. Ein Ende, das du ihm ersparen solltest ...“

Betroffen starrte Martin auf den schwächigen Asiaten, der bequem zurückgelehnt in einem imaginären Pilotensessel saß und an unsichtbaren Knöpfen hantierte. *Tanaki*, der Name sagte ihm irgend etwas, aber die Erinnerung war zu vage, um eine konkrete Assoziation hervorzurufen.

Außerdem wurde die Zeit knapp. Die ‚Hermes‘ und ihr ahnungsloser Pilot rasten dem Untergang entgegen. Wenn er zu lange zögerte, würde Tanaki in ein paar Sekunden die Reste seiner gefrorenen Lungen ausspeien ...

Martin packte das Messer fester und holte aus.

Der Fremde lächelte sein gewinnendes Dompfeurlächeln und nickte unmerklich.

Der ‚Hermes‘ und Isao Tanaki blieben jetzt nur noch Sekunden.

„Ich muß es tun“, flüsterte Martin lautlos und stieß zu.

Die silberne Klinge des zwanzig Zentimeter langen Stilettos fand ihr Ziel wie von selbst.

Im Inneren der schillernden Seifenblase jagte der Pilot Tanaki in seinem unsichtbaren Raumschiff weiter der Mondbasis entgegen. Es gab keinen Meteoriten, hatte nie einen gegeben, würde nie einen geben.

Martin hatte es in den Augen des Fremden gelesen.

Emilio Francetti war tot. Die Klinge steckte noch immer in seiner Brust, dort, wo sich bei Menschen das Herz befindet.

Als die regenbogenfarbenen Kugeln verschwanden und die Wände durchscheinend wurden, wußte Martin, daß er die Prüfung bestanden hatte.

Der rote Wüstensand war immer noch rot, aber der Himmel hatte sich verändert. Er war nachtschwarz und das kalte Licht der Sterne mischte sich mit den purpurfarbenen Strahlen einer fernen, müden Sonne.

Der Kanal lag im Schatten, doch an seinem Ufer brannte ein kleines, funkenprühendes Feuer. Sein flackerndes Licht tanzte über die grazilen Schmetterlingssegel eines Sandschiffes.

Einen Augenblick lang fürchtete Kapitän Martin Lundgren, unter der Last seines Raumanzugs zusammenzubrechen. Mit weichen Knien stolperte er vorwärts in Richtung Feuer, wo ihn die Marsianer erwarteten.

Alle drei trugen aus Bronze gehämmerte Masken und starrten ihm aus schwarzen Augenschlitzen entgegen.

„Willkommen“, sagte eine Stimme in seinem Kopf, und Martin begann zu weinen wie ein verirrtes Kind, das heimgefunden hat.

– Ende –

Zum Autor:

Frank W. Haubold wurde 1955 in Frankenberg (Sachsen) geboren. Studierte nach Abitur und Wehrdienst in Dresden und Berlin. Lebt seit 1985 im sächsischen Meerane und arbeitet in einem Krankenhaus der Region. Seit 1989 schreibt und veröffentlicht er Erzählungen und Kurzgeschichten unterschiedlicher Genres (Science Fiction, Fantasy, Gegenwart). Nach Einzelbeiträgen in verschiedenen Anthologien wurde 1997 sein erstes Buch, der Episodenroman »Am Ufer der Nacht«, veröffentlicht.

1999 erschien in Zusammenarbeit mit der Berliner Autorin Eddie M. Angerhuber die Erzählungssammlung »Der Tag des silbernen Tieres« (2. Auflage 2000). Juni 2000: Nominierung für den Deutschen Science-Fiction-Preis für die beste Kurzgeschichte 1999. Weitere Veröffentlichungen in Fanzines, Literaturzeitschriften und Anthologien (»Fantasia«, »Solar-X«, »MajA«, »2000«) sowie im Internet, wo er ein Phantastik-Projekt betreut (»Arafel«).

Derzeit arbeitet er an einer weiteren Erzählungssammlung sowie einem Episodenroman zum Thema "Mars".

Homepage von Frank W. Haubold:

<http://www.cis-gate.de/homepages/haubold/home.htm>